Mein lieber Schwan, hast Du Schwein gehabt! : Tiere und Tierisches in der Sprache

Autor(en): **Niederhauser, Jürg**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **66 (2010)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421981

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Mein lieber Schwan, hast Du Schwein gehabt!

Tiere und Tierisches in der Sprache

Von Jürg Niederhauser

Wer *redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist,* der spricht, mit anderen Worten, freiheraus, direkt, äussert seine Meinung unbekümmert, ohne Umschweife. Wir haben keine Mühe, diese Redewendung zu verstehen, obschon sie im Grunde genommen widersprüchlich ist: Wir Menschen sprechen oder reden mit unserem Mund und nicht mit einem Schnabel. Vögel haben einen Schnabel, doch damit reden sie nicht, sondern singen. Wie bei allen Redensarten ergibt sich ihre besondere Bedeutung nicht einfach durch Zusammensetzen der Bedeutungen ihrer einzelnen Bestandteile, diese bildet vielmehr unabhängig davon ein Ganzes mit einem neuen Sinn. Typisch an dieser Redensart ist auch, dass hier ein Mensch mit Bezug auf die Tierwelt charakterisiert wird.

Menschen, ihre Erscheinung, Charakterzüge und Handlungen werden in unserer Sprache häufig mit einem Bild oder einem Vergleich aus der Tierwelt beschrieben. Wir können nicht nur freiheraus sprechen, *wie uns der Schnabel gewachsen ist*, es gibt auch Augenblicke, in denen wir uns frei fühlen, *frei wie ein Vogel in der Luft.* Glücklich schätzen darf sich auch, wer mit *seinem Adlerblick* alles auf Anhieb erkennt, wer *auf Adlersflügeln davonfliegen* und *herbeieilen* kann, wer geborgen ist *wie auf Flügeln des Adlers sicher geführet*, wie es in einem Kirchenlied heisst, oder wer gar *den Vogel abgeschossen hat.*

Allerdings haben Sicherheit und Freiheit offenbar auch im Reich der Vögel ihre Grenzen. Jemanden *vogelfrei* zu erklären heisst nicht, ihn frei, sondern ihn schutzlos zu machen, ihn zum Abschuss oder eben den Raubvögeln freizugeben. Mancher Teller auf dem häuslichen

Tisch ist seit Luthers Zeiten erst nach der «pädagogischen» Drohung *Vogel friss oder stirb* leergegessen worden. Nicht zu beneiden ist auch, wer *einen Vogel hat*, denn *bei dem piepts wohl*, der ist nicht recht bei Verstand. Mit wieviel Verstand auch immer, die menschliche Entwicklungsfähigkeit hat ihre Grenzen, zumindest hält das Sprichwort unnachgiebig fest: *Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.*

Schon dieser kleine Streifzug durch die – sprachlich eingefangene – Vogelwelt zeigt, dass den «tierischen» Redewendungen und Ausdrücken sowohl tatsächliche Eigenschaften oder Verhaltensweisen von Tieren (etwa die Sehschärfe, Kraft und Schnelligkeit des Adlers oder der Vogelflug), zufällige Bezüge als auch Vorstellungen über Verhalten und Wirkungen von Tieren zugrundeliegen. Wenn jemand *einen Vogel hat* oder es *bei ihm piept*, dann hat das wenig mit der Vogelwelt, als vielmehr mit menschlichen Vorstellungswelten zu tun. Die Redewendung geht nämlich auf einen alten Volksglauben zurück, wonach Geistesgestörtheit durch das Nisten von Tieren und Dämonen im Kopf verursacht werde. So erklären sich übrigens weitere entsprechende Redensarten, wie *Grillen im Kopf haben, Mäuse im Kopf haben.*

Gänsehaut und Gänsemarsch

Wer beim Baden zu lange im Wasser geblieben ist, steigt bibbernd oder zähneklappernd, auf jeden Fall aber mit einer *Gänsehaut*, in Österreich und in der Schweiz mit einer *Hühnerhaut*, heraus. Vergleiche mit Tieren können sich auf das direkt wahrnehmbare Erscheinungsbild eines Menschen beziehen, seien es dessen *Adlernase, Löwenmähne, Rehaugen* oder dessen Aussehen insgesamt, wie hier in einem Gespräch zweier Figuren aus einem Kriminalroman: «‹Ich weiss nicht›, sagte de Gier, ‹ich bin schlampig mit meinem Balkon und ordentlich im Haus. Genau umgekehrt. Aber nicht so schlampig wie dieser Vogel.› – ‹Er sieht aus wie ein Kaninchen›, sagte Grijpstra, ‹nicht wie ein Vogel.› – ‹Wie ein Kaninchen?› fragte de Gier und stand auf, um das Gesicht des Toten sehen zu können. Er setzte sich wieder. ‹Ja. Ein harmloses Gesicht.›»

In der Regel beruhen aber «tierische» Ausdrücke weniger auf wahrnehmbaren Äusserlichkeiten als auf Übertragungen von Bildern aus der Welt der Tiere in die der Menschen. Dabei werden menschliche Handlungen und Eigenarten jeweils mit einzelnen Aspekten tierischen Verhaltens verglichen, sodass unter Umständen ein *alter Fuchs* zugleich auch ein *schräger Vogel* sein, eine *Rossnatur* haben, nachts *wie ein Murmeltier schlafen*, ohne Weiteres auch einmal *im Gänsemarsch* daherkommen und erst noch jemanden *zur Sau machen* kann. Genau genommen handelt es sich um menschliche Deutungen tierischer Verhaltensweisen oder Eigenschaften. Der Fuchs, der die Gans gestohlen hat, kommt hauptsächlich im Kinderlied vor. Gänse sind normalerweise einem Fuchs überlegen und können ihn auch in die Flucht schlagen. Selbst ein unglücklicher Kater hat keinen *Katzenjammer* und auch keinen Kater, allerhöchstens einen *Muskelkater*.

Vielfach handelt es sich bei der Verwendung von Tieren in der Sprache schlicht um bildhafte Ausdrucksweisen, die sich der Tierwelt als Bildspender bedienen: Ab einem gewissen Alter lassen sich Kinder eben *keinen Bären mehr aufbinden* und *glauben weder an den Osterhasen noch an den Storch*, der die kleinen Kinder bringt. Was sie übrigens nicht daran hindert, weiterhin *Blindekuh* oder *Häschen in der Grube* zu spielen. Die Logik des Gebrauchs sprachlicher Bilder richtet sich nicht unbedingt nach der wörtlichen Logik, schliesslich kann man *die Sau rauslassen* und immer noch *Schwein haben*. Ein *aalglatter Typ* braucht weder schwimmen zu können noch muss er sich gerne an der Sonne *aalen*.

Wie Hund und Katze leben

All diese Redewendungen und Ausdrücke haben weniger mit dem wirklichen Verhalten und Leben der Tiere zu tun, als vielmehr mit dem Blick der Menschen auf die Tierwelt und ihren Vorstellungen über diese Welt. Die bildlichen Redewendungen sind sprachliche Spuren der vielfältigen Beziehungen des Menschen zu den Tieren. Deshalb spielen in ihnen Haustiere eine grosse Rolle. Ein Sprichwörterlexikon aus dem vorigen Jahrhundert zählt allein über tausend Sprichwörter

und Redewendungen auf, in denen die Katze vorkommt. Alles Ausdrücke von und über die Katze – aber nicht *für die Katze*; eine Redewendung, die darauf zurückgeht, dass man Katzen früher nicht mit *Whiskas* oder *Sheba* gefüttert hat, sondern mit den Resten, mit dem, was für einen nichts mehr wert war.

Wenn es *Katzen hagelt*, vermeiden wir es, ins Freie zu gehen, aber wir haben beim Gebrauch dieser Redewendungen kaum das angesprochene Tier konkret vor Augen. Das ist nichts Erstaunliches: Redewendungen funktionieren ja gerade dadurch, dass sie nicht wörtlich zu nehmen sind. Im Zeitalter der Grossmästereien können wir ja froh sein darüber, dass wir uns hin und wieder *sauwohl* fühlen dürfen, ohne es mit der Auslegung dieser bildlichen Redeweise allzu genau nehmen zu müssen. Goethe konnte im «Faust» noch unbefangen das Wohlsein plastisch ausmalen: «Uns ist ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen!»

Die übertragene Verwendung von Haustierbezeichnungen ist so geläufig, dass ein Wort wie *Sau* teilweise gar zu einem blossen Verstärkungselement geworden ist: *Sauarbeit, Saubande, Saufrass, saugrob.* Ein *Sauwetter* geht einem *saumässig* auf die Nerven, aber eine *Sauhitze* kann als *saugut* empfunden werden. Während es einigen in ihrer *Sauordnung sauwohl* ist, sprechen andere schon lange vom *reinsten Saustall* und titulieren einen ihnen unliebsamen Zeitgenossen, biologisch nicht ganz lupenrein, als *Sauhund.*

Es gab übrigens durchaus richtige *Schweinehunde*, nämlich Hunde, die darauf abgerichtet waren, Wildschweine aufzustöbern. Vergleichbar den *Dachshunden* oder *Dackeln*, die ursprünglich benutzt wurden, um Dachse und Füchse aus ihrem Bau herauszuholen. Ähnlich erklärt sich das englische Wort *Foxterrier*, das eigentlich die Bezeichnung einer für die Jagd auf den Fuchs (engl. *fox*) bestimmten Hundeart ist.

Hinter einigen sprachlichen Säuen steckt übrigens kein Schwein. Wenn etwas *unter aller Sau*, also unter aller Kanone oder unter aller

Kritik ist, so hat das Wort *Sau* in dieser Redewendung nichts mit dem Tier zu tun, sondern geht auf das jiddische Wort *seo* (Massstab) zurück.

Lackaffe und dumme Kuh

Auf Tiere wird nicht nur in zahlreichen Redewendungen und Ausdrücken Bezug genommen. Gang und gäbe ist es, Tiernamen als Schimpf- und Scheltwörter und meist zugleich noch – Gefühle liegen auch sprachlich oft nahe beieinander – als Scherz- und Kosewörter zu verwenden. In einem einbändigen Universalwörterbuch des Deutschen finden sich vom *Aasgeier* bis zur *Zimtziege* gut 200 Personenbezeichnungen «tierischer Herkunft». Besonders häufig beschimpfen wir unsere Mitmenschen mit einer Bezeichnung bestehend aus einem Tiernamen und einem negativen Adjektiv: *krummer Hund, blöde Ziege, sturer Bock, frecher Hund, dumme Gans, arme Sau* usw.

Die Bezeichnungen lassen sich auch kombinieren. So herrscht der Dorfrichter Adam im Lustspiel «Der zerbrochne Krug» von Heinrich von Kleist den Angeklagten an: «Was glotzt er da? Was hat er aufzubringen? / Steht nicht der Esel, wie ein Ochse, da?» Ein *frecher Spatz* ist kein *frecher Hund* und schon gar kein *schräger Vogel*. In diesem Bezeichnungsfeld gibt es zahlreiche Abstufungen, wie noch einmal ein Gespräch aus einem Krimi zeigt: «Ich weiss, Mijnheer. Man nennt ihn die Maus (...) er ist ein widerlicher Mann, Mijnheer. Ein petzender, widerlicher kleiner Mann. Zu unbedeutend, um Ratte genannt zu werden.»

Über die in der jeweiligen Situation treffende Bezeichnung und den damit verbundenen Stärkegrad wissen wir in unserem Sprachgefühl recht gut Bescheid, auch wenn die Logik der Bezeichnungen nicht immer einfach zu ergründen ist. Ein krasses Beispiel dafür ist die *Ratte*. Jemanden als *Ratte* oder gar als *miese Ratte* zu bezeichnen, ist eine derbe Beschimpfung, die auf einen widerlichen Menschen gemünzt ist. Aber daneben haben wir die *Leseratte, Wasserratte* oder *Ballettratte*, Ausdrücke, die wohl etwas scherzhaft, aber in keiner Weise negativ gemeint sind.

Eines ist sicher: Gänse und Esel sind oft gescheiter und beweglicher als manch *dumme Gans* oder mancher *störrische Esel*. Ein Sachverhalt, den Nina Hagen unverblümt festhält: «Tiere würden sowas niemals tun, darum nenn mich nie mehr dummes Huhn.»

Tiernamen in Redewendungen und Ausdrücken spiegeln die menschliche Sicht auf die Tiere wider. Allerdings sind diese Übertragungen von Bildern und Vergleichen aus der Tierwelt in die Welt des Menschen keine Beleidigungen der Tiere, sondern dienen der Kritik am Menschen, dem «Pulverpavian» (Christian Morgenstern).

Tagtigall und Rhinozepony

Dass man die Sprache nicht allzu wörtlich, sondern auch wortspielerisch nehmen soll, darauf hat Christian Morgenstern mit seinen «der Natur vorgeschlagenen Bildungen» hingewiesen. Tiere bilden nicht nur die Quelle bildkräftiger sprachlicher Ausdrücke, mit sprachlichen Mitteln lassen sich auch Tiere hervorbringen. Tiere, die allerdings nur in der Sprache leben. Oder hat jemand schon einen *Ochsenspatz*, einen *Regenlöwen*, einen *Sägeschwan*, einen *Werfuchs*, eine *Kamelente*, eine *Tagtigall* oder ein *Rhinozepony* gesehen? Von einem Tier, dem *Nasobem*, liefert Morgenstern immerhin eine ungefähre Beschreibung:

> Auf seinen Nasen schreitet
> einher das Nasobem,
> von seinem Kind begleitet.
> Es steht noch nicht im Brehm.
>
> Es steht noch nicht im Meyer.
> Und auch im Brockhaus nicht.
> Es trat aus meiner Leyer
> zum ersten Mal ans Licht.

Trotz dieser Beschreibung und trotz der Tatsache, dass mittlerweile das Wort *Nasobem* durchaus in einigen Wörterbüchern zu finden ist, hat doch wohl noch niemand ein Nasobem zu Gesicht bekommen.